

Für Renate

GEORG ELTERLEIN

Der Hungerkünstler

ROMAN

Copyright © 2009 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien
Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien
Umschlagabbildung: © Larbi/Andia.fr

Druck und Verarbeitung:
Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal
ISBN 978-3-85452-641-4

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter
www.picus.at

PICUS VERLAG WIEN

Es werden die Hunde sein, die dich wecken. Ihr Gebell, erst vereinzelt, dann verstreut aus allen Himmelsrichtungen der Dämmerung. Du wirst aufstehen, ein letztes Mal duschen, dich anziehen, die Wasserflaschen, den Schlafsack im Rucksack verstauen, im Morgenlicht die Ortschaft verlassen. Du wirst die Küstenstraße entlanggehen, vorbei an Olivenhainen, Kakteenzäunen, leeren Treibhäusern, zur Halbinsel mit den drei Stränden kommen. Du wirst die Straße verlassen. Du wirst zwischen Dornbüschen einen Weg bis zum Ende der letzten Bucht suchen, von dort dem schmalen Pfad entlang der Steilküste folgen, die Sonne bereits hoch über dir, die verschüttete Abzweigung erreichen. Du wirst zwischen den herabgestürzten Felsbrocken hindurchsteigen, den steilen Weg bis zu dem Vorsprung mit der Höhle hinaufklettern. Du wirst die Wasserflaschen in der Höhle abstellen, den Schlafsack in einer Mulde ausrollen, dich danach am Rand des Felsplateaus niedersetzen. Du wirst auf das staubige Grün des Tales, auf das Meer hinabschauen, das ferne Läuten der Ziegenglocken hören, den Wind, der in den Büschen wühlt. Und du wirst dich an Mutter erinnern. Vor zehn Jahren. Du wirst sie wieder auf dem Felsen vor der Höhle sitzen sehen, vor sich das Stativ mit dem Fotoapparat, auf das richtige Licht wartend. Und du wirst ihre Stimme hören, die geflüsterten Worte: Ein schöner Ort zu sterben.

Der Wind zerrt an den Fensterflügeln. Die Gläser scheppern im brüchigen Kitt. Ich erwache aus einem kurzen, seidigen Schlaf. Für einen Moment weiß ich nicht, wo ich hingerauscht bin. Ich blinzle, sehe den Kasten am Fußende des Stahlrohrbettes, das Fensterkreuz, das Gitter davor, die blattlosen Äste des Kastanienbaums. Seit zwölf Wochen der gleiche Blick und noch immer nicht vertraut.

Durch die Ritzen im Fensterstock weht kalte Luft. Ich ziehe die Wollecke mit dem eingeschlagenen Leintuch über die Schultern und höre, wie vor der Zimmertür das Ganglicht angeht. Ein leises Knistern, ein helles Ping, das sich wie ein Echo fortsetzt, bis alle Leuchtstoffröhren brennen und ihr Licht unter dem Türspalt hereinscheint. Schritte. Einer der Nachtpfleger geht bis zum Ende des Ganges, öffnet eine Tür. Bryan Ferrys Stimme hallt durch das Stockwerk. Sein Gesang bricht ab, als die Tür ins Schloss schnappt. Ich schaue auf die Uhr auf dem Nachtkästchen. Es ist dreiviertel sechs. Seit Mitternacht bin ich volljährig.

Ich werfe die Decke beiseite, gleite über die Matratzenkante aus dem Bett und gehe zum Fenster. Im Pavillon gegenüber brennt noch die Nachtbeleuchtung. In dem schwachen Licht zähle ich die aufgesprungenen Blattknospen des Kastanienbaums. Mein Zeigefinger tippt dabei gegen die Scheibe, hinterlässt helle Tupfer auf dem kalten Glas.

– Wie viele sind es jetzt?, fragt Kurt.

– Sechssundsiebzig, wenn ich mich nicht verzählt habe.

– Dann hast du verloren.

– Macht nichts, sage ich und schreibe *50 kg* auf die angelaufene Fensterscheibe.

Der Frühstücksgong dröhnt aus den Lautsprechern und schepert an den Gangwänden entlang. Sieben Uhr. Türen knallen, das Haus füllt sich mit Stimmen. Wie jeden Morgen, seit ich vom Spital in die Anstalt überwiesen worden bin, betrete ich das Untersuchungszimmer im Erdgeschoß zur Gewichtskontrolle.

Frank hebt die Hand und deutet mir, dass es noch ein bisschen dauern wird. Ich schließe leise die Tür, setze mich auf den Sessel neben dem Türstock, horche auf das Zischen seiner Stimme, das abgehackte Kichern und starre dabei auf den gelben Plastikvorhang, hinter dessen Falten sich die Waage als grauer Schatten abhebt.

– Na, Andreas, welche Gewichtsklasse wird's heute, Bantam- oder Fliegengewicht?

Franks offene Fäuste zucken hoch, schlagen Löcher in die Luft. Frank ist Kickboxer. Auf dem Weg zum Staatsmeister, sagt er.

Ich ziehe mich bis auf die Unterhose aus, spüre seine Blicke.

– Ich frag mich ehrlich, wie du mit zehn Kilo weniger ausgesehen hast.

Nicht so fett, bin ich versucht zu antworten, halte aber den Mund und lege mein Zeug auf den Sessel. Frank zieht den Vorhang beiseite und deutet auf die Waage.

– Na, dann los.

Fünzig Kilo. So lautet die Abmachung mit Doktor Endfeld, meinem Therapeuten. Bei diesem Gewicht kann er mich entlassen. Ich warte, bis Frank die Sperre gelöst und die Gewichte in die Nullstellung geschoben hat, dann steige ich auf die Waage. Atme ein. Halte die Luft an. Das große Gewicht rastet auf der Vierzigermarke ein. Der Hebel rührt sich keinen Millimeter aufwärts. Frank schiebt das kleine Gewicht auf die Neunkommaneun. Der Hebel geht träge in die Höhe, fällt wieder zurück. Meine Handflächen werden feucht.

– Da hat aber einer brav Gewicht gemacht.

Franks linke Augenbraue zuckt hoch, wirft Falten auf die Stirn. Er schiebt das kleine Gewicht zurück auf die Null, löst das große aus dem Raster und drückt es eine Einheit weiter. Bei fünfzig Komma sieben pendelt sich die Waage ein, die beiden Zacken einander gegenüber. Ich atme erleichtert aus. Frank beugt sich über das Gewichtsdiagramm auf dem Tisch. Seit vier Wochen, seit der letzten Magensonde, ist die Linie stetig angestiegen.

– Du willst uns also verlassen, Andreas.

Doktor Endfeld schaut mich über seinen Schreibtisch hinweg prüfend an. Sein hageres Gesicht wirkt ernster als sonst. Ich nicke stumm und presse den Rücken an die Lehne des Stahlrohrsessels.

– Du bist jetzt seit drei Monaten hier, hast kaum ein Wort mit mir geredet und nimmst nur selten an unseren Aktivitäten teil. Glaubst du nicht, dass es etwas früh ist, zu gehen?

Ich schüttle den Kopf und versuche dabei aufrecht zu sitzen, so wie ich es während der letzten Tage mit dem selbst geschnitzten Holzstern in der Hand auf der Toilette geübt habe. Doktor Endfeld beugt sich vor. Er legt die Mappe beiseite und faltet die Hände.

– Um es ehrlich zu sagen, Andreas, ich mach mir Sorgen um dich. Gut, du hast die vereinbarten fünfzig Kilo erreicht und ich finde, dass das eine tolle Leistung ist. Aber ich meine auch, dass damit dein eigentliches Problem noch nicht einmal berührt wurde. Es ist wie beim Tennis, Andreas, was nützt dir ein gewonnener Satz, wenn du das Match verlierst?

Er blickt mich an und wartet. Weiß, was kommen wird. Dass ich den Kopf senke, die Fußspitzen verlegen in das Holz der Schreibtischabdeckung bohre und wie all die Wochen zuvor den Gummibaum in der Büroecke anschweige. Und dann könnte er sagen: Na, siehst du.

Doch dieses Mal nicht! Ich hebe die Schultern und balle die Fäuste. Der Holzstern sticht in die Handfläche und der Schmerz lässt mich gerade sitzen und zum ersten Mal halte ich Doktor Endfelds Blick stand. Nichts kann mich ablenken. Nicht die Stimmen vom Gang, auch nicht der plötzliche Regenguss, der gegen das Fenster prasselt. Doktor Endfeld ist überrascht. Als jemand an die Tür klopft, reagiert er nicht. Beim zweiten Klopfen dreht er den Kopf zur Seite und ruft verärgert: Nicht jetzt!

Als er mich wieder anschaut, zucken seine Augen. Er greift nach der Mappe und beginnt zu blättern. Will Zeit gewinnen. Mich verunsichern. Ich öffne die Faust, die Sternspitzen lösen sich von der Haut. Der Schmerz lässt nach. Ich fülle den Bauch mit Luft.

– Ich werde die Anstalt heute verlassen, Doktor.

Als Kurt die Tür aufstößt, weht der Luftzug den Geruch des nahen Mittagessens ins Zimmer. Die Heftigkeit seines Eintretens erinnert mich an den Vormittag vor ein paar Wochen, als er in mein Zimmer verlegt wurde und ich ihn das erste Mal gesehen habe. Ein Oberkörper wie ein Zementsack, kräftige Arme, stämmige Beine und ein rundes Gesicht mit einem Bubenlächeln. Ein Temperamentbündel, von dem niemand annehmen würde, dass es vom Dach einer Kaufhausgarage gesprungen ist.

– Du gehst also wirklich? Es ist kein Gerücht?

Er knallt die Tür zu, lässt sich auf die Matratze fallen. Das Bettgestell knarrt unter dem wütenden Gewicht.

Ich ziehe den Zippverschluss der Sporttasche zu und schaue ihn an. Er liegt auf dem Bett und zittert. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich denke an die vielen Augenblicke, in denen er neben mir gesessen ist, versunken in Fantasien, wie es mit uns in zehn Jahren sein könnte. Frau, Kind, Hund, ein Frühlingsausflug zu einer Wiese auf einem Hügel mit Blick auf die Stadt. Ich habe nie verstanden, wie er an so eine heile Welt glauben konnte. Er, den die Eltern mit Gürteln ausgepeitscht, dem sie mit Zigaretten die Haut versengt und seine Schreie mit Fausthieben erstickt haben. All die Träumereien lang bin ich neben ihm gehockt und habe an den Fingern gekaut und gewusst, es wird nie ein Wir geben.

– Du schuldest mir was, sagt Kurt.

Ich krame im Außenfach der Tasche nach der Geldbörse.

– Sechundsiebzig Blüten machen hundertzweiundfünfzig Schilling. Ab hundert Blättern auf dem Kastanienbaum zu meinem Geburtstag, so die Wette, hätte er zahlen müssen. Ich schiebe die Geldscheine unter das Wasserglas auf Kurts Nachtkäst-

chen, die Münzen lege ich daneben. Er öffnet die Augen. Tränen rinnen.

– Feigling!, brüllt er mich an.

– Ich hab dir nie was versprochen.

– Was heißt versprochen? Ich dachte, wir sind Freunde.

Ich weiche seinem Blick aus.

– Ich muss jetzt.

– Und wohin geht die Reise?

– Weg.

– Dann hau doch ab, du Arschloch.

Mit einem Ruck dreht er sich zur Wand, sein Schluchzen begleitet mich hinaus in den Gang.

Auf dem Weg zur Verwaltung kommt mir ein Krankentransporter entgegen. Ich weiche aus, bleibe am Fahrbahnrand stehen. Der Beifahrer glotzt mich an. Ich starre in seine Augen. Er dreht den Kopf weg und kratzt sich verlegen an der Wange.

Ich sehe das Aufleuchten der Bremslichter und spüre wieder die straffen Lederbänder an Brust, Hüfte und Beinen, erinnere mich an meine Ankunft hier. Der abrupte Stillstand des Krankenwagens.

– Ganz ruhig, mein Freund. Gleich bist du zu Hause.

Die Hand des Sanitäters hat mich niedergehalten. Durch die geöffnete Seitentür und Heckklappe sind Schneeflocken in das warme Innere getrieben.

Und plötzlich das erstaunte Gesicht eines Pflegers in der Türöffnung.

– Um Gottes Willen! Der sieht ja wie eine Holzpuppe aus. Wie viel Kilo hat der?

– Zweiundvierzig, hat der Sanitäter geantwortet.

– Und wie groß ist er?

– Über eins achtzig.

– Über eins achtzig?

Mit einem plötzlichen Ruck bin ich aus dem Wagen gezogen

worden. Ein Haus mit verwitterter Fassade und Gittern vor den Fenstern. Über dem Eingang die steinernen Buchstaben.

PAVILLON V.

Das Büro der Anmeldung liegt im Erdgeschoß des Verwaltungsgebäudes. Oft bin ich um den Bau geschlichen, habe mir versucht vorzustellen, wie es am Tag der Entlassung sein würde. Aber kein einziges Mal habe ich mich mit der Sporttasche auf den Oberschenkeln auf einem der orangen Stühle des Warteraums kauern gesehen, die Frau hinter der Glaswand misstrauisch beobachtend, die meine Entlassungspapiere ausfüllt. Das Warten ist unerträglich. Die nagende Frage, was noch passieren könnte. Als das Telefon läutet, zucke ich zusammen. Das Rattern der elektrischen Schreibmaschine wird unterbrochen. Die Stimme der Frau klingt dumpf hinter der Glaswand. Sie schaut zu mir herüber. Ich senke den Kopf.

Ja, der ist da, höre ich sie sagen. Danach wieder Murmeln.

Ja, der ist da? Meint sie mich?

Ich schaue vom Boden hoch, die Frau wendet sich ab. Warum flüstert sie plötzlich? Ist im letzten Moment doch etwas schiefgelaufen, werde ich nicht entlassen?

Vater!

Wahrscheinlich hat ihn Doktor Endfeld angerufen und er ist sofort gekommen. Ich sehe ihn im Büro des Therapeuten sitzen. Er redet auf den Doktor ein. Der Junge ist noch nicht so weit. Der Junge muss erst zu Kräften kommen. Der Junge hat einen harten Weg vor sich. Der Junge wird sich umbringen ...

Selbstgefährdung!

Das Wort, mit dem sie mich vor drei Monaten hier eingesperrt haben. Daran hätte ich denken müssen. Er ist eine Gefahr für sich selbst, haben sie damals entschieden, werden sie wieder entscheiden. Ich ziehe die Sporttasche an mich. Schau zur Glastür.

Bloß ein paar Schritte. Schnell durch den Vorraum. Die Aus-

fahrt hinunter. Und dann? Ohne Papiere kein Rauskommen. Über die hohe Mauer oder das Tor klettern, unmöglich.

Ich schließe die Augen. Die Finger krallen sich in das Leder der Tasche. Nur nicht durchdrehen jetzt!

Ich versuche mir vorzustellen, ich sitze auf dem Felsplateau. Der Blick ins Tal, das rostige Braun der Erde zwischen den Olivenbäumen. Aber ich sehe nur Vater. Er steht vor mir, seine Hand fährt unter mein Kinn.

– Na, mein Junge, hab ich's dir nicht gesagt? So schnell kommst du da nicht wieder raus!

Entferntes Klopfen. Erst leise, zögernd, danach ungeduldig pochend. Verschwommen nehme ich die Frau hinter der Glasscheibe wahr. Sie winkt mich zu sich. Ich stehe auf und schultere die Tasche. Das Leibchen unter dem Sweater klebt nass an der Haut.

– Hier unterschreiben, deutet die Frau auf das leere Feld am unteren Rand des Formulars, an dessen oberen Rand *Abmeldung* steht. Ich starre auf das Wort. Kein Doktor Endfeld. Kein Anruf. Kein Vater.

Abmeldung.

Die Frau schiebt das Papier und die Durchschläge durch die Öffnung in der Glasscheibe. Mit dem Kugelschreiber, der an einer Kette befestigt ist, überfliege ich die Zeilen. Einweisungsdatum, Name, Alter, Adresse. In die Zeile Beruf hat sie Tennisspieler getippt. Die Versuchung ist groß, das Wort durchzustreichen. In dem Kästchen »Namen der Eltern« steht der meines Vaters, der Rest eine weiße Fläche. Danach medizinische Ausdrücke, die ich nicht verstehe, die Dauer des Aufenthalts, der Tag der Entlassung, und dass ich gegen den Rat des Therapeuten die Anstalt verlasse.

Abmeldung.

Entlassung.

Meine Hand krampft sich um den Kugelschreiber, als ich ihn auf das leere Feld setze.

Scheiße!

Vaters BMW steht in der Garage. Erschrocken bleibe ich auf dem Siedlungsweg stehen. Vater im Haus! Aber heute ist doch Dienstag! Dienstag bis Freitag ist er immer unterwegs.

Ich schleiche zum Wagen. Die Motorhaube kalt. Also ist er schon länger hier. Oder er ist mit einem Firmenauto unterwegs, hat vergessen, das Garagentor zu schließen.

Vater vergisst nie, das Tor zu schließen!

Aus Angst, er könnte plötzlich aus dem Haus treten, renne ich zur Umfahrungsstraße zurück. Überquere sie, ohne zu schauen.

Blockierende Räder. Schrilles Pfeifen. Ein Lieferwagen rutscht über den Asphalt auf mich zu. Ich springe in den Straßengraben. Im Augenwinkel wischt ein blauer Schatten vorüber. Ohne mich umzudrehen, stolpere ich die steile Böschung zum Buchenwald hinauf. Eine Wagentür wird geöffnet. Eine Männerstimme brüllt mir nach, ob ich mich umbringen wolle.

Erst im Schutz des Waldes drehe ich mich um. Eine lange Bremsspur, der Lieferwagen steht quer auf der Umfahrungsstraße. Der Fahrer schaut in meine Richtung. Im Schatten der Bäume kann er mich nicht entdecken. Kopfschüttelnd steigt er ein und fährt los.

Beinahe hätte er mich erwischt. Ein heftiger Stoß, Dunkelheit. Statt dem Tal und dem Meer ein blauer VW-Bus das letzte Bild in meinem Leben. Oder schlimmer. Ich wäre wieder aufgewacht. Rettungswagen. Spital. Anstalt.

Luft faucht durch den Zippverschluss, als ich mich auf die Sporttasche setze. Der Schock versickert. Ich schaue auf das Haus. Dreizehntausendzweihundert Schilling in einem Kuvert in meinem Zimmer. Niemand weiß davon. Und gerade heute

muss Vater da sein. Nicht morgen. Oder übermorgen. Nein, heute! Ich sehe auf die Uhr. Einundzwanzig Uhr vierzig, hat der Bahnbeamte am Telefon gesagt.

Ich habe genug Zeit, genug Zeit. Gegen den kalten Wind aus der Ebene ziehe ich die Beine an die Brust.

Warten.

Der Fünfzehn-Uhr-Bus bleibt vor dem Einkaufscenter stehen. Niemand steigt aus. An der leeren Station auf der gegenüberliegenden Seite der Siedlung fährt er ohne anzuhalten vorbei. Der zweite Bus, seit ich hier bin. In dreißig Minuten kommt der nächste. Ich springe auf. Das Wintergras bricht trocken unter den Sohlen. Und wenn Vater doch vergessen hat, das Garagentor zu schließen, er gar nicht da ist und ich umsonst hier warte?

Die Eingangstür knarrt, als ich sie öffne. Ich hebe sie an, schlüpfe durch den Spalt, drücke sie lautlos zu. Den Atem anhaltend horche ich in das Haus. Außer dem Klacken des Sekundenzeigers der Wanduhr im Flur und dem Pfeifen des Windes an der Außenmauer kein Geräusch.

Vor der Garderobe stehen Vaters Taschen mit den Prospekten, der Reisekoffer liegt unverschlossen mitten im Raum. Die Lederjacke hat er über den Kleiderständer geworfen. Visitenkarten sind herausgefallen. Sie liegen verstreut auf dem Boden. Das Logo der Baustofffirma erinnert an eine halb fertige Ziegelmauer. *Leo Trotter, Verkäufer*. Vor zwei Jahren noch ist er Gebietsleiter gewesen. Um mein Manager zu sein, hat er die Arbeit gekündigt. Ich sehe ihn vor mir, nach dem letzten Arbeitstag, wie er frohlockte. Nie mehr Baumärkte! Nur mehr Tennis!

Die Küche sieht unbenutzt aus. Kein Geschirr in der Spüle. Die marmorierte Arbeitsfläche trocken, keine Brotkrümel. Auch das Wohnzimmer mit der Glasfront zum Garten ist aufgeräumt. Ein typischer Dienstag. So verlässt Vater das Haus. Wäre da nicht die Unordnung im Vorzimmer, das Auto in der Garage. Also kann er jederzeit zurückkommen.

Kühle Luft schlägt mir in meinem Zimmer im Obergeschoß entgegen. Das Fenster gekippt, der Vorhang wölbt sich im Luftzug. Das Bett wurde frisch überzogen und die Pokale glänzen auf dem Ecktisch. Kein Staub. Als würde mich Vater für heute zurückerwarten.

Mein Blick fällt auf das Bücherregal über dem Bett. Die Asterixbände. Ich betrachte die Heftrücken. Alle Bände in nummerierter Reihenfolge, also hat sie niemand angerührt.

Asterix in Spanien. Seite fünfzehn. Der spanische Junge bei den Galliern. Wenn es nicht nach seinem Willen geht, hält er die Luft an, rammt seine Sturheit in den Widerstand der Erwachsenen. Ein tiefroter Kopf, die Schultern hochgezogen, die Brust vor Zorn und Entschlossenheit gebläht. Über diesem Bild klebt das Kuvert.

Weihnachten, Geburtstag und etwas Geld von den Prämien, die ich bei Turnieren verdient habe. Ich zähle die Scheine. Nichts fehlt. Spüre, wie die Unruhe in mir versickert. Gemeinsam mit dem Reisepass aus der Dokumentenmappe stecke ich das Kuvert in die Lederjacke. Danach leere ich den Inhalt der Sporttasche auf das Bett und öffne den Kasten. Ich will nicht zu viel mitschleppen, dreißig, vierzig Tage rechne ich, bis Ende April, vielleicht Anfang Mai. Länger wird es nicht dauern, bis mein Körper aufgibt.

Eine Hungerattacke befällt mich. Mir wird schwindlig und ich setze mich auf das Bett. Ich versuche, tief einzuatmen, gegen den schmerzenden Druck im Magen anzukämpfen. Das regelmäßige Essen der letzten Wochen hat mich entwöhnt. Scheiße, verdammt! Das Ganze noch einmal von vorne durchmachen?

Wie ich auf die Idee gekommen bin zu verhungern, hat mich Doktor Endfeld am Ende einer Therapiestunde gefragt. Weil Verhungern doch ein sehr langsames Sterben ist. Ich habe ihn überrascht angesehen. Für einen Moment die Versuchung, zu reden.

Ich hätte ihm von dem Hotelzimmer in Rotterdam im letzten

Frühjahr erzählen können. Vater auf dem Sofa, das Bier in der Hand, ich im Trainingsanzug auf dem Bett. Im Nachbarzimmer ein schreiendes Kind. Wir haben englisches Fernsehen geschaut. Eine Dokumentation über die IRA-Leute, die sich zwei Jahre zuvor zu Tode gehungert hatten.

– Bei den Terroristen dauerte es über fünfzig Tage, bis sie starben. Der Tonfall des Sprechers beiläufig, als wären sie ein Stück Scheiße, das in der Sonne vertrocknet ist. Bobby Sands und die anderen. Ihre Körper in Decken gehüllt, die Hände abwehrend gegen das Scheinwerferlicht, das sie in einem schmutzigen Weiß ertränkt hat.

Ich hätte Doktor Endfeld von der Faszination erzählen können, die ich beim Anblick der hohlwangigen Gesichter empfunden habe. An jenem Tag, an dem ich zum dritten Mal in Folge die Qualifikation in einem ATP-Turnier überstanden hatte.

– Wir sind auf dem richtigen Weg!, hatte Vater nach dem Spiel geschrien.

Beim Abendessen der Versuch, ihm zu sagen, dass ich zurück zur Schule will. Das ist nicht mehr mein Weg, Vater, hatte ich sagen wollen. Stattdessen habe ich ihm zugehört, wer mein Erstrundengegner ist. Und genickt. Und geschwiegen.

Auf dem richtigen Weg.

Bobby Sands Sarg im Fernsehen, eine plötzliche Leichtigkeit.

– Was grinst du so dämlich?, hat mich Vater gefragt.

Ich habe mit den Schultern gezuckt.

– Da gibt's nämlich nichts zum Lachen, mein Junge. Die sind nur nützliche Idioten. Die halten für andere das Wasser am Kochen. Auf dem Bildschirm zwei Reihen Fotos von jungen Männern.

– Stell dir das mal vor, das Leben für nichts wegwerfen.

Nach der Dokumentation bin ich ins Bad gegangen.

Ich hätte Doktor Endfeld von dem Kind erzählen können, das im benachbarten Zimmer geweint hat, während ich nackt vor dem Spiegel gestanden bin, meinen Körper betrachtet habe.

Hungerstreik.

Hungern.

Bis nichts mehr übrig ist von Vaters Tennisspieler, dann wird er aufgeben. Aber Vater gibt nicht auf.

Bevor ich das Haus verlasse, gehe ich noch in die Küche, die Wasserflasche auffüllen. Während ich warte, bis das Wasser warm wird, fällt mein Blick auf die Zettel neben der Brotdose. Zuerst halte ich sie für Einkaufslisten, doch dann lese ich: *Aufbaudiät Andreas*.

Überrascht blättere ich die Zettel durch. Ein Speiseplan für einen Monat. Hinter jeder Mahlzeit stehen Kalorienzahl, Fettwerte, Mineralstoffe, Vitamine, Flüssigkeitsmengen in Millilitern. Ich sehe Vater über den Schreibtisch gebeugt, den Taschenrechner neben sich, auf dem Papier Zahlenkolonnen, die meinen Körper formen, ihn wieder fit machen sollen. Ich reiße die Zettel wütend in Stücke. Nur weg von hier! Den Rucksack unter dem Arm stürme ich aus der Küche. Zu spät bemerke ich den Schatten hinter der Glasscheibe der Haustür. Statt mich zu verstecken, sehe ich zu, wie die Tür geöffnet wird. Ein Knarren, eine Frau im Gegenlicht. Sie ruft erfreut meinen Namen, als sie mich entdeckt.